

Ein verlorenes Buch.

Aus dem Leben des Prof. Eustachius Schlauberger. Humoreske von Fr. W.

Es war eines Nachmittags, als der Professor Eustachius sich auf dem Wege zur Schule befand.

Oben ging er an einem Hause vorbei, als von einem offenen Fenster derselben, aus welchem ein Knabe in einem Buche las, dieses Buch durch eine ungeschickte Bewegung des Lesers herunterfiel auf die Straße und gerade hinter den Professor.

Der nach seinem Buche vor das Haus eilende Knabe konnte dieses nicht mehr finden.

Der Professor hatte die erste Unterrichtsstunde des Nachmittags hinter sich und ging mit den Kollegen plaudernd im Schulhofe umher.

Auf einmal scholl aus dem die Bücher schwingenden Häuflein ein tolles Lachen, und einer der Schüler hielt geöffnet eines der vom Pulte genommenen Bücher in der Hand hoch und zeigte eine Illustration, aus der man erkennen konnte, daß das Buch ein Märchenbuch war.

„Seht nur, was der Professor für Bücher dabei hat!“ rief er den Anderen zu. „Er will uns wohl ein Märchen vorlesen?“

Sofort griff man den Gebanten auf, und als der arglose Professor wieder auf seinem Katheder saß, erhob sich einer der Schüler und erklärte auf Befragen: „Wir möchten Sie, Herr Professor, nur bitten, uns aus dem mitgebrachten Märchenbuche etwas vorzulesen.“

Ein lautes Gelächter bildete den Beifall der Klasse.

„Wer hat denn ein Märchenbuch mitgebracht?“ fragte der Professor.

„Sie, Herr Professor!“

„Ich?“ — Der Schulmonarch sah seine Bücher durch, und ein seltsames: „Wer hat dieses Buch unter die Meinigen gesteckt?“ sagte an, daß er den fraglichen Gegenstand entdeckt hatte.

„Niemand!“ scholl es aus der Klasse zur Antwort auf seine Frage.

„Wie können Sie so unverschämte sein, und behaupten, Niemand, das Buch kann doch nicht von selbst herfliegen!“

„Sie haben es mitgebracht.“

„Das ist nicht wahr, ich habe zu Hause keine Märchenbücher, das hat Einer von Ihnen hierher gelegt, um mich zu ärgern. Wer war es?“

„Niemand!“

Zum dritten Mal klang es sornig, indem der Professor von seinem Sitze aufsprang: „Wer war es?“

Ein halbkläutes: „Der Herr Professor!“ und dann ein drohender Lärm, lobendes Gelächter.

„Das ist eine Unverschämtheit!“ erwiderte Herr Eustachius. „Wem gehört das Buch?“

Ein Schüler trat vor: „Es lag unter Ihren Büchern, Herr Professor, es gehört Niemanden von uns, wir haben es in der Freipause bereits aus Ihrem Pulte liegen sehen.“

Dem Professor wurde es etwas unbehaglich. Er schlug das Buch auf und fand auf dem ersten Blatt den eingeschriebenen Namen „Hans Berni“.

„Berni“, sagte er, „hier steht Ihr Name, holen Sie sich Ihr Buch.“

Ein jauchzendes Lachen der Klasse erfolgte.

„Was soll das heißen,“ donnerte der Professor, „Berni, wollen Sie sofort her!“

Unter anhaltendem Gelächter klang es zur Antwort: „Es ist Niemand in der Klasse der Berni heißt!“

„So, wo ist er denn hin, der Berni soll sofort herein,“ rief Herr Eustachius zerkürrt.

„Er geht überhaupt nicht in die Klasse!“

Der Professor nahm aus dem Pulte sein Schülerverzeichnis und sah es durch; wirklich ein „Berni“ ging nicht in die Klasse.

Eine Weile herrschte von Seiten des Professors ein peinliches Schweigen, während seine Schüler um so lauter lärmten; endlich nahm Herr Eustachius den Unterricht wieder auf, ohne weiter des Buches zu erwähnen. Er schob es unter die anderen und nahm es heim nach Hause mit.

Beim Abendessen, als Herr Eustachius mit seiner theuren Ehehälfte um den Tisch saß und durch Speise und Trank in eine gemütliche Stimmung verkehrt wurde, fiel ihm plötzlich der Vorgang in der Schule ein, und er sagte zu seiner Frau: „Hör nur, was für eine merkwürdige Geschichte heute in der Klasse passiert ist. Da finde ich unter meinen Büchern auf meinem Pulte ein Märchenbuch, das ich als nicht mir gehörig erkenne, und in dem ich beim Nachsehen den Namen „Hans Berni“ finde. Natürlich vermuthete ich einen Streich meiner Schüler, aber ein „Berni“ ist nicht in meiner Klasse, und so konnte ich nicht erforschen, wo das Buch eigentlich herkam.“

„O Du,“ versetzte die Frau Professorin, „Du bringst auch gar nichts heraus, es wird schon einer davon wissen, er wird erwarten, daß Du es wieder mitbringst in die Schule, und dann auf einmal wird das Buch verschwinden wie es gekommen ist. Wenn auch ein „Berni“ nicht in Deiner Klasse ist, so kann es doch einer Deiner Schüler von dem Berni geliehen haben.“

Der Professor war sprachlos über den Scharfsinn seiner Gemahlin, aber nach einer längeren Pause wandte er sich zu dem Professor: „Sie behaupten aber alle, ich hätte das Buch mitgebracht unter meinen anderen.“

„Ach, was die behaupten,“ lachte die Professorin, „das wirst Du doch nicht alles glauben.“

„Ganz entschieden nicht,“ antwortete der Gatte.

„Nimm nun aber das Buch gerade nicht wieder mit in die Schule,“ fuhr die Professorin fort, „vielleicht kommt dann der Missethäter von selbst zu Dir und gesteht.“

Der Professor rieb sich die Hände, frohlockend, eine solche Gattin zu besitzen, die selbst seinen Schülern ein Schnippen zu schlagen im Stande war: er nahm sich auch fest vor, das Buch einstweilen nicht in die Klasse mitzunehmen.

Noch am nächsten Tage, als er zu Hause beim Studium saß, entlockte ihm der Gedanke an die List seiner Gemahlin ein Lächeln, aber es machte einer besorgten Miene Platz, als im selben Augenblick die gestrenge Herrin eintrat, ein Zeitungsblatt in der Hand, und ein drohender Blick aus ihren Augen dem eingeschüchterten Gemahl nichts Gutes kündete.

„Wo hast Du denn das Märchenbuch, von dem Du mir gestern erzählt hast?“ fragte die Frau Professorin über Gatten, der bedrückt in seinem Lehnsstuhl saß.

„Das Buch — hm — wo — wo habe ich es nur?“ Er wühlte unter den Papieren auf seinem Schreibtisch.

Aber mit einem energischen: „Ach, da ist kein Märchenbuch,“ schob die Professorin die Papiere zusammen und suchte nun selbst im Zimmer.

Vergeblich: — das Buch war nicht zu finden.

„Wo hast Du es denn nur hingesteckt?“ fragte sie zantend, „Du merkst auch gar nichts.“

„Es wird im Bücherstank sein,“ erwiderte kleinlaut der in seinem Studium Gefährte.

Auch dort war es nicht, obwohl die Professorin fast den ganzen Bücherstank austräumte. Dann mußte der Professor ihr seine Schreibstischschlüssel ausshändigen, und nun begann sie dort herumzutüfteln und auszuräumen, daß dem Professor sich vor Entsetzen das Haar sträubte.

„Aber Frau, ich bitte Dich — ich finde ja meine Sachen nicht mehr,“ wachte er flehentlich einzuwenden.

„Ja, Du findest überhaupt nichts mehr,“ versetzte sie, unerbittlich weiter suchend, bis es ihr zu viel wurde und sie sich von den Knien erhob mit den harten Worten: „Wo ist das Buch?“

„O — ich — ich muß es wohl verlegt haben.“

„Sehr wahrscheinlich — aber wohin.“

„Ich — weiß wirklich nicht, vielleicht habe ich es verloren.“

„Verloren! Wie hieß doch der Name, der in dem Buche stand?“

„Ein Name? — Ich entsinne mich nicht.“

„Auch das nicht — o Du! — Hieß er nicht „Hans Berni“?“

„Ah,“ rief der Professor mit aufstrahlender Miene, „Du hast ein ausgezeichnetes Gedächtniß, so hier.“

Ein langgedehntes „So!“ —

„Nun, dann hör!“ Und die Professorin nahm das Zeitungsblatt, das sie mitgebracht hatte, und las eine Anzeige vor von einem Vater, dessen Sohn an offenen Fenster lebend, sein Buch auf die Straße fallen lassen. Der Vater ersuchte denjenigen, der von dem Buche etwas wisse, ihm Mittheilung zu machen, und gab bekannt, daß das Buch ein Märchenbuch sei und in demselben der Name seines Sohnes „Hans Berni“ stehe. Man habe auch beobachtet, wie ein gut gekleideter Herr vor dem Hause ein Buch aufgehoben und sich damit entfernt habe.

Entsetzt starrte der Professor seine Frau an, die ihn fragte: „Nun, was sagst Du dazu?“

Der arme Eustachius konnte zunächst gar nichts sagen; endlich rief er hervor: „Aber, was geht das mich an?“

„Dich! Hast Du nicht ein Märchenbuch mit heimgebracht, in dem der Name „Hans Berni“ steht? Wahrscheinlich hast Du das Buch aufgehoben und in Deiner Zerkürrtheit gemeint, es sei eines der Deinigen.“

„Ein Blitzstrahl der Erleuchtung fuhr über das Professors Gesicht. „Ich erinnere mich allerdings, daß mir gestern unterwegs ein Buch entfallen ist.“

„Ja, entfallen,“ lachte die Professorin, die die Sache nun zu erheitern anfing, „Dir war es wahrscheinlich gar nicht entfallen. Du hast es nur aufgehoben. — Jetzt mach' nur schnell, daß das Buch herkommt, bestinn! Ach, wo Du es hast, damit wir es dem Eigentümer zurückgeben können. Schnell, bestinn! Dich! Bestinn Dich!“

Und nachdem sie ihn energisch gerüttelt hatte, verließ sie lachend das Zimmer.

In tiefen Gebanten blieb der arme Professor zurück, vergeblich sich bemühend, klar zu werden darüber, wo er

das Buch hin habe. Es wollte ihm nicht einfallen, und als die Professorin bald darauf wieder zum Zimmer herinein, fand sie ihn vertieft in sein Studium, und von dem fremden Buche schien er nichts mehr zu wissen.

Die kluge Gattin entfernte sich schweigend mit dem Entschluß, den nächsten Tag abzuwarten und während der Professor in der Schule war, eine große Räumung in seinem Zimmer vorzunehmen.

Inzwischen hatten aber auch die Schüler des Professors die Anzeige in der Zeitung gelesen.

Das erste Anzeichen davon war ein am Morgen mit der Post an den Professor einlaufender Umschlag, in welchem sich das Zeitungsblatt befand, das den besprochenen Artikel — blau angestrichen — enthielt.

Die weitere Folge bestand darin, daß eine halbe Stunde vor Schulbeginn ein kleiner Knabe an der Wohnung des Professors läutete und der ihm öffnenden Magd sich schüchtern als Hans Berni vorstellte, der sein Buch holen wolle.

„Mann, Unglücksman, der Junge ist draußen, dem Du das Buch ausgehast.“ Mit diesen Worten betrat die Professorin das Zimmer ihres Mannes, der sich eben die Bücher für den Unterricht zurechtlegte.

Erstochen hielt er inne: „Was — ausgehast! — Ach!“

„Ach, weißt Du denn schon wieder nicht, was ich meine,“ zantte seine Frau, „das Märchenbuch sollst Du hergeben; der Knabe ist da, ein Schüler aus Deiner Klasse hat ihm erzählt, daß Du gehst das Buch in der Schule dabei hast.“ — Sababa! Es ist nur ein Glück, das man laden kann.“

Aber das Buch war nicht zu finden, und der Professor blieb nichts übrig, als zunächst einmal den Knaben zu beruhigen. Sie ging also hinaus, besandte den Knaben und sagte ihm, sie werde ihm sein Buch schicken, sobald es sich finde, ihr Mann wisse augenblicklich nicht, wohin er es gehen habe. Der Knabe entfernte sich, im Zweifel, ob er weinen, oder, wie die Professorin, lachen solle.

Endlich war der Professor fort in die Schule, wo er nebst äußerer verdächtigen Miene seiner Schüler hinter dem Katheder das Zeitungsblatt mit dem besprochenen Artikel aufgeschlagen fand.

Mit dem Ausruf: „Ungelegenheit!“ rief er es herunter und warf es unter dem Jubel der Klasse auf den Boden.

Dann wollte er den Unterricht beginnen und fragte: „Wo sind wir stehen geblieben?“ — Da las eine Stimme aus dem Hintergrunde laut: „... das Buch ist ein Märchenbuch, und es befindet sich auf der ersten Seite der Name meines Sohnes „Hans Berni“.“

„Hans Berni!“ — „Ich ersuche Jeden, der etwas von dem Buche weiß.“

„Was soll das heißen?“ donnerte der Professor.

Ein lautes Lachen antwortete.

Herr Eustachius hatte wieder einmal Mühe, mit seinen Schülern zurechtzukommen und sandte im Stillen ein Dankgebet zum Himmel, als der Unterricht beendet war. Er eilte seiner Wohnung zu, wo unterdessen die Professorin mit ihrer Magd eine furchtbare Räumung veranstaltet hatte.

Schreibstisch, Bücherstank und Alles war ausgeleert worden, Bücher und Schriften lagen auf dem Boden umher, ein Chaos von Dingen erfüllte das sonst so ruhige Studierzimmer des Professors, und — dennoch hatte die Professorin das Buch nicht entdeckt.

Erst später, als sie schon alle Hoffnungen, das Buch zu finden, aufgegeben hatte, löste auf einmal ein gelender Schrei durch die Wohnung, und der bestürzt nach dem Schlafzimmer eilende Professorin kam die dort aufräumende Magd entgegen, ein Buch in der Hand, ausrufend: „Ist das vielleicht das Buch, Frau Professor?“

Die Professorin sah das Buch nach; es war das gesuchte.

„Aber, wo haben Sie es gefunden?“ fragte sie.

„In dem — Nachtschrank vom Herrn Professor.“

In das Lachen der Magd stimmte die Professorin ein, dann schickte sie aber sofort durch die Magd das Buch dem Eigentümer zu.

Später brachte sie aus ihrem Gatten heraus, daß er das Buch in den Nachtschrank geholt habe, damit er es ja nicht aus Versehen doch in die Schule mitnähme.

Als aber der Professor nun heimkam von der Schule, da führte ihn die gestrenge Gattin in sein Studierzimmer, bei dessen Anblick seine Knieerwarteten, und auf das angerichtete Durcheinander zeigend, sagte sie mit dem Blicke einer Medusa: „So — das ist Deine Straße!“

Der Professor aber sank in einen Sessel und schloß: „Ich heb' kein Buch mehr auf!“

Remission.

Arzt: „Sie scheinen eben wenig an die Luft zu kommen, vielleicht hängt das mit Ihrem Verfall zusammen?“

Patient: „Ach, ich bin ja Weintraufender. Wenn Sie wüßten, wie oft ich an die Luft gesetzt werde.“

Ein Brillistler.

„Ich hätte ja schon vor zehn Jahren heirathen können, mit einer Mägdt von 100,000 Mark.“

„Unfinn! Da haben Sie ja schon mindestens 60,000 Mark an Zinsen verloren.“

Der kurirte Renommist.

Eine jägerlateinische Geschichte von Arthur Achleitner.

Jrgendwo im Hochland lebte ein vielseitiger Mann, seines Zeitalters ehrfurchter Schmieb und Schlossermeister, zugleich Infallateur, gemeinlich „Lichtschmieb“ genannt, weil er den Leuten den Anschluß an die elektrische Centrale vermittelte und die elektrische Beleuchtung einrichtete. Der Lichtschmieb war passionierter Jäger und dazu leider ein schauerlicher Renommist, der alles besser wußte, den alten, durch und durch praktischen Förster des Westens betarr abtanzelte, daß der Graubart verkommen mußte. Das Jägerlatein handhabte der Lichtschmieb virtuos, zum Vexier aller waidgerechten Jäger, die einfach gegen diesen Lateiner nicht aufkommen konnten, nämlich aber auf Raude zu finnen begannen. Derjenige, welcher immer Recht hatte, alles besser wissen will, und jede andere Meinuna niederzuschwätzt und abtrumpft, wird mit der Zeit lästig und selbst bei den Frömmsten verhasst. Zu den gutmüthigen und schlechten Schützen zählte der Jäger, ein braver Mann, welcher freilich nicht oft dem edlen Waidwert obliegen konnte, der arischen Treibjagd im Herbst oder Feis bewohnte und regelmäßig nichts zur Strecke brachte. Für den Spott brauchte der Geschickteste selbstverständlich nicht zu sorgen. Der Jäger hieß gutmüthig alles ein und ließ sich die Freude, wenigstens bewaffnet dabei gewesen zu sein, nicht wehren. Wieder war er große Tag der herbstlichen Treibjagd gekommen und der aller besser wissende Lichtschmieb hatte das Arrangement an sich gerissen, er war zum Jagdleiter erwählt worden, weil er auf Verleihung dieser Würde bedungen hatte. Er wies den Schützen ihre Stände an, dem Jäger natürlich einen Stand, der voraussichtlich seinen Anlauf haben wird, einen verlorenen Posten. Der Herbstjagd fiel, die Treibjagd begann. Und wie es in solchen Fällen oft geht: der miserablste Schütze hat den besten Anlauf. Der alte Jäger erschallt schier auf den Tod, als ihm ein guter Scherbrock vor das Rohr kam und in seiner Kopfschneidung warf „Laud der Gute“ statt zu schießen, dem Rehbod die Büchse vor die Läufe, worauf sich der Sechler schleunigst empfahl.

Der Lichtschmieb hatte die Scene auf beobachtet und dann den Bod mit der bei Grebschmieden üblichen Eleganz, egefeht.

Drei Häschen bildeten die ganze Strecke bei einem Aufgebot von sieben Schützen, acht Treibern und drei unterstützbaren Braden. Der Scherbrock war „zu Schiff nach Frankreich“, d. h. ungeschädelt nach Tirol übergewandelt.

Abends beim „Schäfeltrid“ war der Lichtschmieb eilig bedacht, seinen Rehbod zu verheimlichen, dafür Hohn und Spott auf den gutmüthigen Jäger auszugießen. Das geschah in wirksamer Weise dadurch, daß der Renommist die Scene drastisch schilderte mit dem Anfügen, der Jägernehmer hätte dem Rehbod die Büchse vor die Läufe geworfen und dabei gerufen: „Quader, derschick Di selber!“

Allgemeine Heiterkeit folgte diesen Worten. Nur der Jäger lachte nicht und sann auf Raude für diesen Spott.

Wochen vergingen; für das Wild war Schonzeit eingetreten. Die dörfliche Jägerie freute, daß es nichts mehr zu schießen gab, dem Alkohol und Tarot, nicht zu vergessen auch der Politik. Selbst auf diesem Gebiete wußte der Lichtschmieb alles besser als der Herrgott selber, viel besser, als der Ministerpräsident, dessen Sturz der Lichtschmieb vorausgagte, weil der Präses nicht einmal eine Bauernjagd mitgemacht habe. Ein Tarotkennner war angefeht. Der Jäger hielt die Stunde seiner Raude gekommen; er besorgte sich im Dienst für die halbe Nacht einen Ersahmann und instruirte alle jene, welche auf den Renommisten wegen der Lateiner und Besserwisser einen „Bil“ hatten, behufs der Ausführung des räuberischen Scherzes.

Wie erwartet kam es; der Lichtschmieb renommist, schwätzte allen Menschen und sämmtlichen Heiligen die Ohren weg, log, daß die Jäger blau wurden, trant wie ein Loch, schimpfte beim Taroten wie ein Rohrspatz über schlechte Karten und Paperei der Mitspieler, und — ward schon gegen zehn Uhr Abends kampfunfähig. Bierschwer schlief der Lateiner ein am Pischische. Jetzt gilt es! Der Jäger einnehmer stürzte der Tafelrunde die letzte Instruktion zu, man griff zu den Karten, und auf einen Wink drehte der Wirth die elektrische Beleuchtung ab. Stockfinster war die Nacht in der qualmigen Stube, und auf Geheiß durfte jetzt Niemand tauchen, damit nichts die Finsterniß löse.

Kraftvoll begannen die Taroter zu spielen, indem sie die Trimpfe absichtlich mit den Fäusten auf den Tisch schlugen und lärmten riefen: „Schellen ist Trumpf! O'hochen den Jhner!“ So ein Schmeiß! Jetzt windet der Tepp auf die Akt!“ Das ging so fort, der Lärm wurde immer ärger und weckte den Lateiner aus dem Schlafe.

Verdutzt starrte der Lichtschmieb in die Finsterniß, rief sich die Augen und schloß sich zu orientieren, wo um Himmelswillen er denn sei.

Die Tarotspieler lärmten wie besessen. „Derz ist Trumpf! Auspaffen! Gestochen den König!“ Die Fäuste schlugen auf den Tisch, daß die Krüge hüpfen.

Plötzlich ein Weheruf: „Jest! Maria! I bin blind worden!“ In schauerlichen Tönen der wildesten Angst jammerte der Lichtschmieb um das verlorne Augenlicht. Und mit heiligen Schreien gelobte er, für den Rest seines Lebens jeglichen Spott und alles Renommiren zu unterlassen, eine Wallfahrt zu unternehmen, wenn er mit Gottes Hilfe wieder sehend werden könnte.

Still ward es in der Stube. Langsam und ausdrucksvoll begann der Jäger zu sprechen, daß er dem Lichtschmieb wieder zum Augenlicht verhelfen werde, wenn der Spötter Abbitte leiste.

Demüthig schrie weinend, widerrief der Lichtschmieb, daß der Jäger den Rehbod um Selbstmord gebeten habe, jammernd gelobte der Lateiner, künftig alles Renommiren und Besserwissen lassen zu lassen, ja er schwor hoch und heilig, künftig auch nichts mehr zu schmuggeln, den Zoll ordentlich zu zahlen. „Gieb mir's Augenlicht wieder, Jägernehmer! Ich werd' mich g'woiß bessern, so wahr es einen Herrgott giebt!“

„Ihr habt den Schwur und die Abbitte gehört! Wenn der Schmieb aber noch ein einziges Mal lügt und renommirt, wird er sofort sein Augenlicht wieder und für immer verlieren! Ein zweites Mal reich meine Gewalt nicht mehr aus zum — Sehenmachen. Im Namen St. Huberti: der Schmieb soll sein Augenlicht wieder erhalten! Auf!“

Ein Knipsen — der Wirth drehte den Knopf auf und hell ward es in der Stube, der Schmieb sah wie fröhlich.

Am schallenden Gelächter der Jäger merkte der Lateiner, daß er gründlich reingelegt worden war, blamiert bis auf die Knochen durch sein Geständniß der Schmutzgelei wie durch Schwur und Abbitte. Er war kurirt!

Deutsche Art als Vorbild der Japaner.

Die in Yokohama erscheinende und frisch aufstrebende „Deutsche Japanpost“ gibt einen Leitartikel des japanischen „Jimmis“ wieder, in welchem dieses Blatt auffordert, sich in allem Deutschland zum Muster zu nehmen. In Japan sühre man vom Regierungsbeamten bis zum Schuljungen Deutschland beständig im Munde. Damit sei es aber nicht gethan. Man müsse auch Deutschlands Parole: „Allen voran“ zu der seinigen machen und darnach handeln. Wie bezüglich der Beschaffung, der Landesgesetzte und der Staatsverwaltung, wie in der Wissenschaft, so könne man in allem anderen Deutschland als Muster aufstellen. Selbst unter ungunstigen Verhältnissen erreiche Deutschland in allem eine prominente Stellung. Das beweisen z. B. seine maritimen Unternehmungen. Die deutsche Kriegesflotte habe sich dank dem großen Interesse des Kaisers, der durch sein eigenes Studium in der Heimath und im Auslande sich informire, der selber Schiffe zeichne und über Schiffsbau schreibe, aus kleinsten Anfängen zu einer der erklaffigen Marinen der Erde entwickelt. Die Handelsmarine nehme nächst England den ersten Platz ein, was Tonnengehalt ihrer Schiffe angehe; sie habe (England eingeschlossen) die größten und schnellsten Schiffe der Erde. Und bei alledem sei Deutschland ein Land, das durch seine geographische Lage gar nicht von vornherein auf die See angewiesen sei. Nur ein Drittel seiner Grenzen berühre das Meer. Immer es habe erkannt und arbeite immer mehr auf die allgemeine Erkenntniß des Sages: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ hin. Die Flottenvereine wirken mit. In einem Lande, wie Japan dagegen, das auf's Meer angewiesen sei, fände man nichts, was sich mit dieser deutschen Energie im Anpachen von Unternehmungen veralleichen könne, und wenn mit schweren Steuern die Mittel zu etwas aufgebracht seien, so wanderten sie zum Theil wieder in private Taschen. Was Japan nöthig habe, sei das Eindringen nicht nur deutschen Wissens und deutscher Einrichtungen, sondern vor allem des deutschen Wesens.

Der viel geläuferte deutsche Paradenmarsch.

findet im Rahmen einer auf umfangreichen und gründlichem Wissen beruhenden Erörterung der körperlichen Erziehung von dem berühmten italienischen Physiologen Angelo Mosso warme Anerkennung. Er nennt in seinem, vor kurzem erschienenen Buche „Mens sana in corpore sano“ den Paradenmarsch eine der besten Übungen, die Kraft der Beine zu stärken, und ein treffliches Mittel, manche Uebelwirkungen unserer Gymnastik wieder gut zu machen. Er macht den italienischen Lehrenden den Vorwurf, die Technik des Marches und die Methoden, die Leistungs- und Widerstandskraft der Beine zu stärken, allzusehr vernachlässigt zu haben. Er empfiehlt, den deutschen Paradenmarsch im Heere einzuführen, wo so mehr, als die Italiener leider von allen Europäern die kürzesten Beine hätten. Die Niederlage der Franzosen 1870 führt Mosso wesentlich auf ihre unvollkommene physische Erziehung zurück: Sedan ist ihm gewissermaßen der Triumph der deutschen Beine, ein beherzigenswerthes Beispiel, daß Schnellläufer und Ausdauer im Marschiren eine unerlässliche Bedingung des militärischen Erfolges sind.

Das Buch ist im übrigen eine Hymne auf die deutschen Einrichtungen und Bestrebungen für körperliche Bildung; ohne die kritische Stellung gegen Einzelheiten aufzugeben und ohne die Leistungen anderer Nationen des Alterthums und der Gegenwart außer Acht zu lassen, nennt sie Mosso vorbildlich.

Ein Schindiana.

Mutter (bei der sich der Lehrer über ihren zerstreuten Jungen beklagt hat): „Gott, was kann der Bub' dafür, daß er schreibt wie e' Doktor und zerstreut ist wie e' Professor! ... Der muß halt e' mal so was werden!“

Dann natürlich.

Kunde: „\$5 scheint mir zu viel für einen solchen Stahl. Ich habe nie mehr als \$4.50 bezahlt.“

Verkäufer: „Dieser hier wurde aber im Preis von \$5.25 auf \$5.00 herabgesetzt.“

Kunde: „O, das ist etwas Anderes. Ich nehme ihn.“

Sereassimus und der Selcher.

Der gerne Orden spendende Beherrscher eines erlosigen Staates besucht eine ihm liebe deutsche Kleinstadt, in der es unter Anderem ganz vorzügliche Kofstrawürste giebt. Bei einem Selcher bestellt Sereassimus fünfundzwanzig Stück derselben. „Gines sag' ich Dir,“ erkört der Meister seinem Lehrling, „sieh' zu, daß Dir die Hobeit sofort das baare Geld mitgiebt — auf Orden lassen wir uns nicht ein!“

Ran it's rans.

Klein-Gretchen hatte Geburistag. Alles, was der kleine Liebling sich gewünscht, hatten die Eltern ihm aufgebaut, so auch ein Duzend Taschentücher mit Monogrammen. Das war ihr Lieblingswunsch gewesen. Schleunig wurde ein solches Tuch in Gebrauch genommen, um es der Tante zu zeigen. Bei dieser angelangt, pußt Gretchen sich fortwährend an der Nase herum, doch Tante thut, als merke sie das nicht. Gretchen ärgert sich offenbar darüber. Endlich fällt das erlöbende Wort: „Du hast wohl einen argen Schnupfen, armes Kind?“

„Ach was, Schnupfen, ein neues Sacktüche hab' ich!“

Seine Blume.

Herr: „Ab, Fräulein Marie, Sie haben aber hübsche Blumen im Glase stehen!“

Fräulein: „Ja, ns sind Gänseblümchen, lieben Sie die auch?“

Herr: „Dissen gestanden nein. Ich liebe mehr die Rosenblüthen!“

Ich so.

„Ich habe gehört, Sie haben um das Haus, das Ihnen hinterlassen wurde, einen Prozeß führen müssen; hatten Sie denn einen guten Rechtsanwalt?“

„O, einen ganz brillanten. Dem gehört jetzt das Haus!“

Seine Dame.

Er: „Sieh' mal die Dame da drüben auf der Straße, welche ihre Hände hoch über dem Kopfe zusammenschlägt. Scheint wohl gymnastische Übungen zu machen.“

Sie: „Ach, nein! Die beschreibet bloß der anderen Deme, mit der sie sich unterhält, ihren neuen Hut.“

Verisignung.

Erbin: „Aber, welche Versicherung können Sie mir dafür geben, daß Sie mich nicht bios meines Geldes wegen heirathen wollen?“

Graf: „O, Heurthe, sobald ich Sie zur Frau bekomme, werde ich mir nie Sorgen mehr um Geld machen!“

Winter Meßior.

„Warum zeigen Sie diesen Platz als Winter-Ausentfall an, wenn Sie selbst zugeben, daß das Thermometer hier manchmal auf 30 oder 40 Grad unter Zero herabsinkt?“

„Nun, ist das nicht Winter?“

Je nachdem.

Lehrerin: „Nun, Johnny, ich denke, daß ich Dir genügend erklärt habe, wie unangezogen es ist, zu rauchen. Was würdest Du also thun, wenn Dich ein Junge schimpft? Du würdest ihn gar nicht beachten, nicht wahr?“

Johnny: „Wie groß ist der Junge, Fräulein?“

Nach.

Dichter: „Endlich hat der Redakteur zehn meiner Gedichte angenommen.“

Seine Frau: „Wahrscheinlich hat er Streit mit der Geschäftsleitung und stellt im Begriffe, seine Stellung aufzugeben.“

Gefühlsorthographie.

Dichterin (sine Gedichte wieder zurück erhaltend): „Von heute an schreibe ich Redakteur nur noch mit d, denn das Wort kann nie hart genug klingen.“

Sorter Wint.

Dame: „Herr General, Sie sollten wirklich noch einmal heirathen.“

General: „Weshalb denn? Dazu bin ich ja schon zu alt.“

Dame: „Es wäre doch jammer schade für die Pension, welche die Witwe eines Generals bekommt.“

Schlan.

Peter erzählt seinen Freunde Paul, daß der Dachbeder Meyer durch einen Sturz vom Hause zu Tode gekommen sei.

„Das habe ich mir gedacht,“ sagte Paul linnend, „vor 14 Tagen sah er schon so blaß aus.“